

491

suhrkamp
nova

TAGE

In den Tunneln
der Hamas

ELI SHARABI

suhrkamp nova

ELI SHARABI
491 TAGE
IN DEN TUNNELN DER HAMAS

Aus dem Englischen von
Ursula Kömen

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2025
unter dem Titel חטון
bei Sella Meir Press, Tel Aviv.

Erste Auflage 2026
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026
© Eli Sharabi, 2025
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Kosmos Design, Münster

Umschlagfoto: Tim Mossholder/pexels.com

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43301-0

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

491 TAGE

**IN DEN TUNNELN
DER HAMAS**

Für Lianne, Noiya und Yabel – und meinen Bruder Yossi

1 Fünf Terroristen dringen in unser Haus ein, die Waffen im Anschlag. Wir tragen Schlafanzüge – sie Uniformen, Schutzhelme und Kalaschnikows. Sie haben uns gefunden: mich, meine Frau Lianne, unsere wunderschönen Töchter Noiya und Yahel. Und unsere Hündin. Wir befinden uns in unserem Schutzraum, einem verstärkten Zimmer in unserem Haus, das uns vor Raketenangriffen schützen soll – nicht vor Eindringlingen wie diesen. Die Hündin bellt in ihrer Bedrängnis. Sie mag keine Fremden. Die Schüsse der Terroristen folgen dem Gebell, der Lärm ihrer Salven hallt von den Wänden wider. Es ist ohrenbetäubend. Lianne und ich werfen uns schützend auf die Mädchen, vergewissern uns, dass sie unverletzt sind. Schreien die Terroristen an, sie sollen aufhören. Wir flehen sie an. *Habt keine Angst*, erwidern sie auf Arabisch und verlangen, dass wir ihnen unsere Handys geben.

Ich schaue meinen Töchtern in die Augen. Noiya ist sechzehn Jahre alt. Yahel erst dreizehn. Ich versuche, ihnen Mut zuzusprechen, erzähle ihnen, dass alles gut wird. Sie schreien nicht. Sie weinen nicht. Sie sagen kein Wort. Sie sind vor Angst wie versteinert.

Niemals werde ich das Entsetzen in ihren Augen vergessen.

—

Ich weiß, dass alle sagen, es habe um 6.29 Uhr begonnen.

Ich erinnere mich nicht an 6.29 Uhr.

Ich erinnere, dass das Handy meiner Frau wie verrückt piept und uns alle am Schabbatmorgen aufweckt. Am jüdischen Feiertag Simchat Tora. Am 7. Oktober 2023.

Lianne hatte eine App heruntergeladen, die jedes Mal,

wenn es Raketenalarm in der Nähe gab, ein Warnsignal auslöste. Ich mochte diese App nicht besonders. Ständig versetzte sie das ganze Haus in Panik. Aber Lianne bestand darauf. Und heute weckt uns diese App. Lianne springt aus dem Bett, um Noiya zu wecken, die im oberen Stockwerk schläft, ich wecke Yahel, sie schläft im Erdgeschoss, so wie wir. Lianne beruhigt Noiya, ich Yahel. Es gibt Raketenbeschuss aus Gaza, erklären wir ihnen. Sie wissen, was nun folgt. Immer, wenn das passiert, eilen wir alle – ich, Lianne, Noiya, Yahel und unsere Hündin – in Yahels Zimmer, das auch unser Schutzraum ist. Niemand gerät in Panik. Das ist nicht unser erstes Rodeo. Wir kennen den Ablauf zur Genüge. Unser Haus im Kibbuz Be’eri liegt keine fünf Kilometer von Gaza entfernt. Auch wenn die Raketen nicht über dem Kibbuz runterkommen, können wir jedes Mal beobachten, wie der Iron Dome sie abfängt.

Wie sind die Detonationen gewohnt.

Im Schutzraum schalten wir den Fernseher an, und langsam begreifen wir: Dieses Mal passiert hier etwas weitaus Größeres. Der Raketenalarm beschränkt sich nicht auf den westlichen Negev, nicht auf die Städte und Dörfer entlang der Grenze zu Gaza – das hier ist gravierender. Und trotzdem, immer noch kein Grund zur Panik. Als die Sirenen kurz aussetzen, verlasse ich den Schutzraum, um Lianne und den Mädchen Tee zu kochen. Wie man es von jemandem erwarten darf, der in England aufgewachsen ist, hat Lianne unsere Töchter zu Teeliebhaberinnen erzogen. Ein Morgen, der nicht mit einer Tasse englischem Frühstückstee beginnt, ist nicht vorstellbar. Das ist Tradition bei uns. Ich kehre mit einer Kanne Tee in den Schutzraum zurück, und während wir die Sirenen draußen hören (sie haben wieder eingesetzt), trinken wir Tee und schauen Nachrichten im Fernsehen.

Und dann – sehen wir es. Im Fernsehen werden Bilder von

maskierten, bewaffneten Männern auf weißen Toyota-Pickups gezeigt, die durch die Straßen von Sderot fahren. Die Stadt ist keine zwanzig Kilometer von uns entfernt. Mir steht der Mund offen. Etwas nie Dagewesenes passiert hier gerade.

Unser lokales Sicherheitsteam fängt an, uns per WhatsApp auf dem Laufenden zu halten. Zunächst warnen sie, es sei möglich, dass Terroristen in den Kibbuz eingedrungen sind. Dann ist es Fakt: Terroristen sind im Kibbuz.

Ungefähr zeitgleich werden auch die ersten Bilder von einem Angriff in der Nähe des Kibbuz Re'im übertragen, nur wenige Kilometer von uns entfernt. Es wird berichtet, dass ein Rave, der dort über Nacht stattfand, das Nova-Festival, sich rasch in ein Blutbad verwandelt hat, als Terroristen auf offenem Feld eine wilde Schießerei eröffneten. Wir sehen völlig chaotische Szenen, junge Männer und Frauen, die blutüberströmt und in Panik durch Weizenfelder rennen. Ich versuche Lianne und die Mädchen zu beruhigen. »Selbst wenn Terroristen in den Kibbuz eingedrungen sind«, versichere ich ihnen, »werden es nicht mehr als zwei oder drei sein.«

Weitere Nachrichten erreichen uns, und meine Einschätzung wirkt zunehmend absurd. Nicht nur in Re'im oder Sderot oder Be'eri – auch in Ofakim befinden sich bewaffnete Kämpfer, auf dem Weg nach Netivot, in jedem Kibbuz in der näheren Umgebung. Immer mehr Informationen erreichen uns und die Mädchen über unsere diversen WhatsApp-Gruppen. Das Sicherheitsteam warnt über WhatsApp: Sie sind auf Terroristen gestoßen. Es gibt Verletzte.

Wenn es Verletzte gibt, dann steht die Sache nicht gut.

Meldungen strömen herein. *Bing. Bing. Bing.* Wir kleben an unseren Telefonen, mit jedem Update wird das Bild düsterer, noch beklemmender. Die Nachrichten in unseren Gruppen-Chats – vom Kibbuz, der Elterngruppe, der Jugendgrup-

pe, Freunden – sind schlicht nicht vorstellbar. *Sie haben meine Mama erschossen!*, schreibt eine von Yahels Klassenkameradinnen, ein dreizehnjähriges Mädchen, das nur ein paar Hundert Meter entfernt von uns wohnt.

Die Wahrheit tritt ans Licht: Dutzende Terroristen sind in den Kibbuz eingedrungen. Sie gehen von Tür zu Tür, stürmen die Häuser, brechen in die Schutzräume ein. Stehlen sogar Autos. Von der israelischen Armee ist weit und breit nichts zu sehen.

Wenn sie Autos stehlen, können sie auch Menschen nach Gaza verschleppen.

Gaza ist direkt nebenan, gleich hinter dem Zaun.

Wo bleibt die Armee, um uns zu beschützen?!

Als Lianne ihrer Familie in England schreibt, verständigen wir uns wortlos, nur über Blicke. Sie hält ihr Telefon hoch, um mir Nachrichten zu zeigen, die sie erhält. Terroristen sind gerade bei diesem Mann ins Haus eingebrochen, bei jener Frau gewaltsam eingedrungen. Wir wohnen in einem Kibbuz, einer kleinen, kollektiv organisierten Siedlung. Jeder kennt jeden. Ich weiß, wo jedes einzelne Haus steht, weiß genau, wie viele Menschen dort leben, wer sie sind.

Ich schleiche aus dem Schutzraum, sperre die Eingangstür zu und schließe alles, was sich schließen lässt: Fensterläden, Türen, Fenster. Wir hören dumpfe Schläge, dann ein Kratzen. Die Terroristen versuchen, durch die Fensterläden einzudringen. Ich schließe die Tür des Schutzraums und halte die Klinke fest. Wie bei fast allen Schutzräumen in privaten Wohnhäusern in Israel lässt sich die Tür nicht von innen verschließen. Diese Räume sind so konzipiert, dass sie vor Raketenangriffen schützen, nicht vor Eindringlingen. Jedenfalls gelingt es den Terroristen nicht, in unser Haus einzubrechen, und sie ziehen weiter, zur nächsten Tür. Ich lasse die Tür des Schutzraums

erst wieder los, als ich sicher bin, dass sie weg sind. Wir hoffen, dass es das war, dass sie weitergezogen sind. Aus den hereinströmenden Nachrichten erfahren wir, dass die Terroristen Molotowcocktails in die Häuser unserer Nachbarn werfen, sie in Brand setzen, während sich die verängstigten Familien darin verbarrikadieren. Wir beschließen, keinen Widerstand zu leisten oder uns zur Wehr zu setzen, wenn die Terroristen zurückkommen sollten. Wir hoffen, so die Mädchen zu schützen und verhindern zu können, dass die Terroristen auf uns schießen.

Es ist jetzt 10.45 Uhr. Normalerweise würden wir um diese Uhrzeit, an einem Schabbatmorgen, zusammensitzen und als Familie gemeinsam essen. Manchmal essen wir *jachnun*, dann wieder kocht Lianne *schakschuka*. Aber es ist kein solcher Samstag. Wir sitzen seit mehr als vier Stunden im Schutzraum fest.

Klirr. Das war das Fenster im Treppenhaus. Mit seinem Blick auf die umgebenden Felder ist es das einzige Fenster im ganzen Haus ohne Fensterläden. Ich höre, wie ein Terrorist hindurchklettert und dann zur Eingangstür geht, um sie für die anderen zu öffnen. Die Terroristen stürmen das Haus und sind nur Sekunden später am Schutzraum.

Die Tür geht auf. Sie zerren uns heraus. Das Wohnzimmer ist noch voller Luftballons von Liannes und Noiyas Geburtstagen. Sie haben beide im Oktober Geburtstag, deshalb haben wir zweimal in dieser Woche gefeiert. Die fünf Terroristen, die in den Schutzraum eingebrochen sind, sind nicht allein. Da sind noch fünf weitere, zudem noch ein Kommandeur, der Befehle brüllt. Sie agieren eingeübt, wissen genau, was sie tun. Zwei Terroristen fesseln mich. Ich bin mir sicher, dass sie mich entführen wollen, daran habe ich nicht den geringsten Zweifel. »*British passport! British passport!*«, ruft Lianne und will damit zu verstehen geben, dass sie und die Mädchen britische

Staatsbürgerinnen sind, und die Dokumente, die das beweisen, oben sind. Das haben wir vorher so abgesprochen. Wir sind überzeugt, dass die Terroristen es nicht wagen werden, sich mit Untertanen Seiner Majestät anzulegen. Meine Frau und Töchter sollten sicher sein.

Einer der Terroristen gibt mir ein Zeichen, dass ich nach oben gehen soll, um die Pässe zu holen. Ich beginne, die Treppe hinaufzusteigen. Die zerbrochene Fensterscheibe glitzert in der Sonne. Der Kommandeur wirft mir einen flüchtigen Blick zu und befiehlt seinen Männern, mich zurückzubringen. Mich halten sie im Wohnzimmer fest, die Mädchen schicken sie in die Küche, und Lianne, die immer noch Shorts und ein ärmelloses T-Shirt trägt, befehlen sie, sich anzuziehen.

Lianne geht in unser Zimmer. Ich bin direkt neben der Tür, werde von den Terroristen festgehalten. Ich sehe Lianne vor dem Schrank stehen, sie zögert, weiß nicht, was sie anziehen oder als Nächstes tun soll. »Lianne, dreh jetzt nicht durch«, sage ich zu ihr. Sie starrt mich an. Ihre Augen sagen alles: *Was zur Hölle willst du damit sagen, ich soll nicht durchdrehen?*

Ich gehe davon aus, dass Lianne und den Mädchen nichts zustoßen wird. Zu Lianne haben sie nur gesagt, dass sie sich anziehen soll. Außerdem haben alle drei einen britischen Pass. Und schließlich: Wenn die Terroristen uns hätten töten wollen, hätten sie uns doch schon im Schutzraum mit Kugeln durchsieben können, in fünf Sekunden wäre alles erledigt gewesen, und sie wären zum nächsten Haus weitergezogen.

Die Terroristen beginnen nun, mich aus dem Haus zu zerren. Ich bin barfuß. Ich kann die Mädchen nicht mehr sehen, sie sind in der Küche hinter mir, und die Terroristen drücken meinen Kopf nach vorne.

»Ich komme wieder!«, rufe ich ihnen zu, während mich die Terroristen nach draußen schleifen.

Ich kann sie nicht hören. Weiß nicht, ob sich mich gehört haben.

Die Terroristen zerren mich durch die Haustür nach draußen. Sie pressen mich zwischen sich, drücken meinen Kopf nach unten. Als es mir gelingt, den Kopf etwas anzuheben, erhasche ich einen Blick auf das Massaker, das gerade in meinem wunderschönen Kibbuz stattfindet. Die Häuser unserer Nachbarn brennen. Das Haus der Familie Or steht in Flammen. Auch das der Levs. Und der Zohars. Sie sind gute Freunde von uns ... Mit Yonat Or und Or Lev bin ich zusammen in die Schule gegangen.

Es wimmelt von bewaffneten Terroristen. Sie lachen, brüsten sich, fahren sogar auf den Fahrrädern der Nachbarn herum. Einer der Terroristen, die mich festhalten, bemerkt, dass ich aufgeschaut habe, und rastet aus, prügelt auf mich ein. Die Lesebrille, die auf meinem Kopf saß, fliegt herunter. Die bewaffneten Kämpfer schleppen mich zur Kibbuz-Umzäunung, die nur wenige Meter von unserem Haus entfernt ist. Wir wohnen in einem relativ neuen Viertel des Kibbuz, das Kerem heißt. Kerem liegt im nordwestlichen Teil der Gemeinde – der zum Gazastreifen gelegenen Seite.

Wir lassen den Zaun hinter uns. Die Terroristen schleifen mich in Richtung Norden. Während wir weitergehen, schlagen andere Terroristen, an denen wir vorbeikommen, auf mich ein. Einer tritt mir in die Rippen. Die Männer, die mich festhalten, versuchen die anderen von mir fernzuhalten. *Sie wollen mich lebend*, denke ich bei mir. Irgendwann schnappen sie sich das Stirnband eines anderen Terroristen und verbinden mir damit die Augen. Ich kann gerade so ein bisschen hindurchsehen.

Ich werde entführt. Ich begreife, dass das eine Katastrophe ist. Ich verstehe auch, was das bedeutet. Dass sie mich schlagen,

macht mir nichts aus. Das spüre ich gar nicht. Denn in diesem Moment, als ich die Kibbuz-Umzäunung hinter mir lasse, in gleißender Sonne, inmitten von schwelenden Häuserruinen, mit einem Stirnband vor Augen, geschleift von Terroristen, die mich an beiden Händen packen, bin ich mir zwar völlig im Klaren darüber, dass ich gerade nach Gaza entführt werde. Aber immerhin habe ich die Gewissheit, dass Lianne und die Mädchen zurückgelassen wurden – und ich konzentriere mich auf die eine Mission: zu überleben und nach Hause zurückzukehren.

Den alten Eli gibt es nicht mehr. Von nun an bin ich nur noch Eli der Überlebende.

Die Umzäunung am nordwestlichen Rand des Kibbuz ist offen wie ein Scheunentor. Dort steht ein Mann, der aussieht, als würde er einen Taxistand beaufsichtigen, den Verkehr regeln. Im Gegensatz zu den anderen ist er nicht verumumt. Er hat eine besondere Aufgabe. Er ist nicht bloß ein Terrorist; er ist ein Koordinator. Hier herrscht Ordnung, es gibt einen Plan. Logik in diesem mörderischen Wahnsinn.

Ich begreife, was hier vor sich geht. Die Terroristen laden die Geiseln in Fahrzeuge, die sie im Kibbuz gestohlen haben, und fahren sie darin in den Gazastreifen. Wir erreichen eine Art Sammelplatz. Zwei Terroristen schubsen mich in ein Auto. Ich erkenne das Fahrzeug, es gehört zum Kibbuz. Sie drücken mich hinten auf den Boden, und wir fahren los. Sie wissen nicht, dass ich Arabisch kann. Ich verstehe jedes Wort. Ich höre zu. Sie sind euphorisch. Selbst erstaunt über das, was gerade passiert. Außer sich vor Freude, dass die Erwartungen derart übertroffen wurden. Überrascht, dass sie Be'eri so mühelos bezwingen konnten. »*Hada millian, bada millian!*«, rufen sie sich zu. *Alles Millionäre, diese Juden!*

Sie werfen eine Decke über mich, ich liege auf dem Boden

des Autos. Ich schwitze. Das Auto fährt durch langgezogene, kurvige Straßen. Ich bekomme mit, dass die Terroristen nervös werden. Sie fürchten, dass uns jeden Moment ein Luftangriff treffen wird. Davon gehe ich auch aus. Nach einer kurzen Fahrt halten sie an und zerren eine weitere Geisel ins Auto – einen thailändischen Arbeiter aus einem benachbarten Kibbuz. Sie kippen ihn auf mir ab.

Das Auto rast nach Westen. Ich kann nichts sehen, aber ich höre das langsame Knarzen von Eisen. Wir fahren durch ein Tor, vielleicht ein Checkpoint. Die Terroristen halten kurz an und sprechen mit jemandem draußen. Dann fährt das Auto weiter und ich weiß, dass es vorbei ist.

Sie bringen uns hinein.

Nach Gaza.

2 Das Fahrzeug hält an. Die Terroristen zerren mich und den thailändischen Arbeiter heraus. Die Sonne brennt. Ich schwitze. Es war heiß im Auto, die ganze Fahrt über lag ich unter einer schweren Decke, auf mir noch eine weitere Person. Ich schwitze auch vor Angst. Die Terroristen führen mich aus dem Fahrzeug heraus, ich bin immer noch in die Decke gehüllt. Um uns herum ein riesiger Tumult. Ich höre eine laute, ekstatische Menschenmenge, und plötzlich greifen Hände nach mir. Viele Hände. Ein Meer von Menschen saugt mich auf, sie schlagen auf meinen Kopf ein, schreien, versuchen mich in Stücke zu reißen. Sie kämpfen um mich. Überall Verwünschungen und Pfeifen. Mein Herz pumpt, mein Mund ist trocken, ich kann kaum atmen. Ich bin erledigt. Die Hamas-Terroristen versuchen, den Mob zurückzudrängen, und nach einem kurzen Gerangel bekommen sie mich wieder zu fassen, zerren mich weg und schmuggeln mich schnell in ein Gebäude.

Es ist unser erster Stopp im Gazastreifen. Eine Moschee. Ich erkenne es, weil ich durch meine Augenbinde – die zu diesem Zeitpunkt nicht mehr fest sitzt – den Boden und die bunten Gebetsteppiche darauf sehen kann. Nachdem sie es nur knapp geschafft haben, uns vor einem Lynchmord zu bewahren, schlagen die Terroristen die Tür hinter uns zu.

In der Moschee ist es für einen Moment ganz ruhig. Ich kann mich selbst atmen und den thailändischen Arbeiter neben mir weinen hören. Die Terroristen führen uns in einen Nebenraum, wo sie uns die Augenbinden abnehmen und uns befehlen, uns auszuziehen. Ich blinzle, schaue mich um und sehe, dass wir uns in einem Raum befinden, der aussieht wie ein großer Sitzungssaal, mit einem langen Tisch und luxuriösen Stühlen, als wäre ich gerade in eine Vorstandssitzung eines US-ameri-

kanischen Unternehmens hineingestolpert und nicht in eine Moschee. In Gaza. Mit zitternden Händen ziehe ich mir vor den neugierigen Blicken der Terroristen mein Shirt und meine Hose aus, bis ich nur noch in Boxershorts dastehe. Sie beginnen, mich zu verhören. Sie sprechen mich auf Arabisch an, und ich antworte auf Arabisch. Dass ich Arabisch spreche, macht sie nervös. Allerdings sind sie sowieso nervös.

»Wie heißt du?«

»Eli Sharabi.«

»Woher kommst du?«

»Kibbuz Be'eri.«

»Bist du Soldat?«

»Nein, kein Soldat.«

»Kein Soldat?«

»Nein.«

Sie schauen sich an, dann wieder mich.

»Du bist ein Soldat«, erklärt ihr Kommandeur.

»Ich bin kein Soldat«, wiederhole ich.

»Wie alt bist du?«

»*Wabad wa-hamseen sneen*«, antworte ich auf Arabisch. *Einundfünfzig*.

»Einundfünfzig?«

»Ja, einundfünfzig.«

»Du bist ein Soldat!«

»Nein, ich bin kein Soldat. Ich schwöre, ich bin kein Soldat«, erwidere ich.

»Du bist jünger!«, behaupten sie.

»Nein, nein«, antworte ich. »Ich schwöre, ich bin einundfünfzig!«

Ich sehe, dass sie mir nicht glauben. Weder glauben sie, dass ich in keiner Verbindung zur Armee stehe, noch dass ich einundfünfzig Jahre alt bin. Sie halten mich für jünger, und meine